

Leseprobe aus:

Steinunn Sigurdardóttir

Jojo



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Steinunn Sigurdardóttir

Jojo
Roman

Aus dem Isländischen von
Coletta Bürling

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
«Jójó» bei Bjartur, Reykjavík.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Jójó» Copyright © 2011 by Steinunn Sigurdardóttir
Redaktion Uta Rupprecht
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg
nach einem Entwurf von ANZINGER WÜSCHNER RASP, München
Satz Bembo PostScript, PageOne bei
Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26979 0

Dieses Buch
ist Hlín Agnarsdóttir
gewidmet

WARUM ICH, fragt der Mann vor meinem Schreibtisch in weinerlichem Ton.

Warum muss ausgerechnet mir so etwas Furchtbares passieren?

Weshalb habe ich ihm nicht einen Termin am Montag gegeben, so wie ursprünglich geplant. Es ist 15:18 Uhr, und ich werde ihn nicht los. Das Ende meines Arbeitstages ist in weite Ferne gerückt. Die Sonne strahlt vom Himmel herunter, und ich möchte mit meiner Petra draußen sein, mich in der klaren Frühlingsluft an eine fünf Stockwerke hohe Wand mit Kastanienblüten lehnen und mir ein Bier bestellen oder vielleicht auch diesen hellen Rosé aus der Provence, auf den Martin mich gebracht hat.

Warum ausgerechnet ich?, wiederholt der Mann.

Einfach darum, guter Mann, es geht um die Einfachdarum-Statistik. Aber das kann ich natürlich nicht laut sagen, deswegen beginne ich mit meinem kleinen Vortrag:

Jeder dritte Mensch bekommt im Laufe seines Lebens Krebs. Wir haben letztlich keine hundertprozentig sicheren Informationen darüber, warum ein bestimmter Mensch von einem bestimmten Tumor befallen wird. Es gibt natürlich immer Risikofaktoren wie Rauchen, Übergewicht, zu viel Alkohol, zu wenig Bewegung.

Nichts davon trifft auf mich zu. Ich lebe sehr gesund, ich ernähre mich zu fünfundachtzig bis neunzig Prozent von Biokost, ich achte auf meine Linie (er knöpft sich das schwarze Jackett auf und trommelt mit den Fingern auf

seinen Bauch). Ich unternehme lange Spaziergänge in der Stadt, mindestens sechsmal in der Woche, sie können bis zu drei Stunden dauern, und trotzdem passiert so etwas ausgerechnet mir. Warum?

Sie müssen bedenken, dass Krebs aus mehreren, unterschiedlich schwer wiegenden Krankheitsfaktoren besteht, und deswegen sind auch die Aussichten auf Heilung unterschiedlich. In Ihrem Fall stehen die Chancen gar nicht schlecht. Das wurde Ihnen ja bereits gesagt.

Schon, aber der Tumor sitzt in der Speiseröhre, das ist doch eine schreckliche Stelle.

Wir können nicht bestimmen, wo sich ein Malignom bildet.

Ich verstehe es einfach nicht, sagt er mit gebrochener Stimme. Ausgerechnet mir muss das passieren.

Ich wiederhole es, Ihre Aussichten sind gut, sage ich noch einmal, reiche ihm ein Kleenex und beginne, Schritt für Schritt die Therapie zu erläutern, die ich für ihn vorgesehen habe. Sie steht gewiss nicht in vollster Übereinstimmung mit den Verfahrensweisen von chemikalienpanschenen Kollegen, aber nach anfänglichen Schwierigkeiten kann ich inzwischen meist mühelos das durchsetzen, was mir vorschwebt. Ich habe den Ruf, immer die optimale Therapielösung zu finden.

Es ist zugegebenermaßen verlockend, einem Patienten, der so reagiert, klarzumachen, wie viel größer sein Pech sein könnte und dass es wesentlich Schlimmeres gibt als seine Art von Tumor – aber auf eine solche Versuchung darf man sich als Fachmann nicht einlassen. Selbstverständlich ist die Speiseröhre keine gute Stelle, doch in diesem Fall handelt es sich nur um einen kleinen Tumor, der

meinen strategischen Maßnahmen kaum standhalten können wird. Es gibt keine Metastasen, und dem Mann wurde bereits klar gesagt, dass sein Krebs heilbar ist (auch wenn man das wohl nie hundertprozentig garantieren kann), und da sitzt er nun und winselt. Eine äußerst gepflegte Erscheinung, ein Mann mit leiser Stimme, dreiundsiebzig Jahre alt.

Auf diesem Stuhl haben mir blutjunge Menschen gegenübergesessen, denen ich die allerschlimmsten Nachrichten mitteilen musste, doch sie nahmen sie wie ein weiteres unabänderliches Faktum in ihrem Leben zur Kenntnis. Sie zuckten mit keiner Wimper, sondern stellten ausschließlich sachliche Fragen zur Therapie und den Nebenwirkungen. Ob sie noch drei Monate zu leben hätten, ein halbes Jahr, ein Jahr. Was besser wäre, an der Krankheit zu sterben oder an der Therapie, wenn man vor die Wahl gestellt würde. Mehr als einer von diesen sympathischen Patienten, die mich nach der ihnen verbleibenden Zeit gefragt hatten, lebte wesentlich länger als erwartet, zwei sind sogar immer noch am Leben, obwohl die Frist, die ich ihnen genannt hatte, bereits seit zwei Jahren überschritten ist.

Von mir aus nenne ich meinen Patienten normalerweise keine Zeitspanne, es sei denn, sie bestehen darauf. Ich finde es brutal, so als würde ich mich als Prophet aufspielen, dem die Macht direkt von Gott übertragen wurde. Zeitliche Voraussagen sind unwissenschaftlich, ungenau. Und sind dazu angetan, die Situation zu verschlimmern. Es ist mehr als einmal vorgekommen, dass Patienten von mir kürzer gelebt haben, als ich ihnen in Aussicht gestellt hatte. Ich war davon ausgegangen, dass sie mindes-

tens noch zwei oder drei Monate zu leben hätten. Einer starb nach einer Woche, ein anderer nach zehn Tagen. Für sie war das schlimm, weil ihnen nicht genug Zeit blieb, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und Abschied von der Welt zu nehmen.

Der Patient vor mir hat immer noch tränenfeuchte Augen. Vielleicht würde er trotz dieser anstrengenden Therapie sterben oder die Haare verlieren (nicht zu fassen, der Mann hat eine ausgewachsene Glatze). Er fährt sich mit behaarten Händen über den Schädel, sehr richtig, da ist Kahlschlag.

Langsam verliere ich die Geduld. Ich zähle bis zehn und versuche ihm zu erklären, dass er Glück im Unglück hat, weil er ohne Operation davonkommt. Die Patienten würden natürlich unterschiedlich auf die Chemotherapie reagieren. Der wohldosierte Cocktail aus Infusionen und Bestrahlung, den er bekommen würde, sei aber meist gut verträglich. Allenfalls gebe es Nebenwirkungen wie Müdigkeit und Verdauungsprobleme.

Das ist nicht gut für mich, sagt er, ich habe einen schwachen Magen.

Es wird schon alles werden. Sie sind doch in guter körperlicher Verfassung.

Ja, ich achte sehr auf meine Gesundheit, sagt er.

Das kommt Ihnen jetzt zugute.

Ich hatte ursprünglich vorgehabt, den Mann kurz zu untersuchen, das mache ich meistens beim ersten Gespräch: die Lymphdrüsen in den Achselhöhlen, am Hals und in den Leisten, aber im Grunde ist das überhaupt nicht erforderlich, das haben die Kollegen bereits in aller Ausführlichkeit getan.

Außerdem hat sich das Gespräch bereits ungebührlich in die Länge gezogen, und der letzte Patient an diesem Tag wartet wahrscheinlich schon mindestens eine Dreiviertelstunde auf mich.

Wenn Sie zur Bestrahlung kommen, werde ich im Hause sein, ich bin jederzeit erreichbar.

Dem Himmel sei Dank, dass ich es mit einem sehr fähigen Arzt zu tun habe.

Wir wollen es hoffen.

Überraschenderweise lächelt der Patient. Dieses anbietende Lächeln bildet einen scharfen Kontrast zu dem glattrasierten und gebügelten Mann im schwarzen Beardungsjackett.

Und noch einmal glaubt er, etwas sagen zu müssen. Der Mann hat Sitzfleisch.

Deswegen stehe ich auf, um ihm Beine zu machen.

Der Patient verabschiedet sich, er hat keine Eile. Klopfet dem Arzt auf die Schulter, beinahe autoritär. Auf den wenigen Schritten zur Tür kommt mir seine Rückansicht bekannt vor. Jemand aus längst vergangener Zeit? Ein Volksschullehrer, ein Ladenangestellter?

Die Neugier treibt mich zur Tür, ich öffne sie für ihn, und siehe da, auf dem Korridor sitzt eine Frau, die auf ihn wartet. Das ist ungewöhnlich, der oder die Angehörige, so es denn jemanden gibt, kommt normalerweise immer mit zu mir herein. Auf jeden Fall beim allerersten Gespräch.

Die mutmaßliche Ehefrau erhebt sich mit steifen Bewegungen. Sie sieht aus, als wäre sie zehn Jahre älter als der Mann. Eine in jeder Hinsicht graue Person. Haare, Teint, Kleidung. Sie trägt sogar staubgraue Schuhe.

Die Frau blickt zu Boden, wie um sich zu vergewissern,

dass sie festes Land unter den Füßen hat. Der Mann marschiiert an ihr vorbei. Angesichts seiner Betulichkeit während unseres Gesprächs bin ich verblüfft, ihn jetzt so forsch ausschreiten zu sehen.

Die Frau schlurft hinter ihm her wie der unschlüssige Schatten eines kleinen Strauchs im Wind. «Hat sich die Gangart von Verstorbenen zugelegt», sagte Martin irgendwann einmal über einen katalanischen Freund, den er in der Gosse kennengelernt hatte. Und jetzt verstehe ich, was er damit gemeint haben könnte. Die Rückansicht des Mannes gibt mir immer noch Rätsel auf: die Gehweise, der soldatische Takt. Es ärgert mich, dass ich nicht weiß, woher ich ihn kenne. Was ist bloß aus dem stählernen Gedächtnis von Martin Montag geworden?

BEI MIR DRINNEN ist es stickig, trotz des halb offenen Fensters. Ich reiße es weit auf und gönne mir einen Schluck frische Luft. Jetzt heißt es sich disziplinieren, die restlichen Punkte auf der Tagesordnung schnell und zuverlässig hinter sich bringen und ein paar Dinge, die bis morgen warten können, hintanstellen – damit ich so schnell wie möglich mit Petra zur Kastanienblütenwand komme. Hinaus in den ersehnten Frühling, der lange auf sich warten ließ und dann abrupt hereinbrach, sodass die Kastanien jetzt früh wie seit Menschengedenken nicht blühen.

Speiseröhrenkarzinom. Der vorletzte Patient taucht unversehens wieder auf dem Bildschirm auf, als ich die Maus bewege. Ein kreisrundes Karzinom, auf dem Schirm

ist es feuerrot. Platziert an einer günstigen Stelle, die man verhältnismäßig direkt bestrahlen kann, ohne allzu viel gesundes Gewebe in Mitleidenschaft zu ziehen. Ein kleines Karzinom, höchstens einen Zentimeter im Durchmesser. Es wächst rasch und ist deswegen einfacher zu behandeln als ein langsam wachsender Tumor – eine Tatsache, die wie ein Widerspruch in sich klingt und die Patienten oft überrascht. Aber an diesem Tumor ist irgendetwas, was mir sagt, dass noch mehr dahinterstecken könnte. Trotzdem hilft es dem Patienten auch nicht weiter, eine derart larmoyante Haltung an den Tag zu legen. Hinter ihr verbirgt sich möglicherweise noch anderes – wenn man das anbiedernde Lächeln bedenkt und den forschen Schritt, als er mit seinem weiblichen Schatten auf den Fersen den Korridor entlangstolzerte. Nachdem er bei mir im Sprechzimmer den Eindruck zu erwecken versucht hatte, als könnte er sich praktisch nur noch auf allen vieren fortbewegen.

Ein Tumor zeigt manchmal denselben Charakter wie der Mensch, in dem er sich angesiedelt hat. Es kann aber auch den Anschein haben, als passe er keineswegs zu der Person, die er umbringen will. Zum Beispiel ein kleiner und sehr bösartiger Tumor an einer besonders raffinierten Stelle in einem überaus gelassenen und großen Menschen.

Ein kleines, rundes und schnell wachsendes Karzinom, das aussieht wie ein feuerrotes Jojo. Wie passt das zu einem wie aus dem Ei gepellten Menschen, der sich bemitleidet? Und sich die größten Sorgen darüber macht, wegen der Chemotherapie die Haare zu verlieren, auch wenn er kaum noch welche auf dem Kopf hat?

ES GEHT NICHT ohne Komplikationen ab, diesen Tag zu beenden. Die Konzentration lässt nach. Ich versuche es damit, sämtliche Fenster sperrangelweit zu öffnen, aber die Luft ist immer noch so dick wie eine Wand und verursacht klaustrophobische Gefühle. Ich öffne die Tür zum Korridor, aber auch der Durchzug bringt keine Erleichterung. Mein Atem geht verdächtig schwer, möglicherweise will das Herz mir einen Streich spielen.

Es würde wahrscheinlich wie ein Lauffeuer die Runde machen, wenn ein vierunddreißigjähriger Arzt beim Joggen einen Herzschlag bekäme und eines plötzlichen Todes stürbe. Dergleichen ist ja durchaus schon vorgekommen. Sollte mir das jetzt bevorstehen, dann würde ich schon lieber irgendwo draußen im Frühling den Geist aufgeben als hier in meinem Büro. Selbst wenn sich die Sonne bei geöffneten Fenstern auch hier tummeln kann.

Ich werfe den weißen Kittel über eine Stuhllehne, und es kommt mir so vor, als würde ich ein Ziehen im linken Arm verspüren. Martin Montag im Spiegel sieht bleich und verschwitzt aus. Es ist eine Weile her, seit ich in den Spiegel geschaut habe, der Bart wuchert wild. Und überhaupt, was ist mit diesem Menschen, kann es sein, dass er besonders rasch altert? Es kommt mir so vor, als wäre der Höcker auf der Adlernase größer geworden, und die normalerweise klaren grünen Augen (zumindest behauptet Petra das) wirken verschleiert. Im Dunkeln phosphoreszieren sie wie Tieraugen!

Ich spute mich über die Hintertreppe zur Hintertür hinaus – der Fluchtweg für einen Arzt, wenn er unbehelligt das Haus verlassen will. Trotzdem bleibe ich nicht un-

gesehen, die robuste Frau mit Speicheldrüsenkrebs war zur Bestrahlung da und hat ebenfalls diesen wenig benutzten Ausgang gewählt.

ICH BEWUNDERE meine Leute. Sie sitzen da geduldig in dem kargen, fensterlosen Wartezimmer. Stundenlanges Warten auf die Bestrahlung, Tag für Tag, wenn sie Pech haben. Und manche müssen nach jedem Besuch noch mal so lange warten, wenn sie vom Krankentransport abhängig sind. Ältere Menschen, die schlecht zuwege sind und vor Müdigkeit fast zusammenklappen, sich aber nichts anmerken lassen wollen. Selbstmitleid ist hier nicht an der Tagesordnung. Um so seltsamer, wenn man so unmaskiert mit ihm konfrontiert wird wie beim vorletzten Patienten des Tages. Ich mochte den Mann nicht, und das war etwas Neues. Meistens mag ich die Menschen, mit denen ich es zu tun habe.

Immer steht mir einer von ihnen am nächsten. Im Augenblick ist es die Frau mit dem Speicheldrüsenkrebs. Ihr mussten sämtliche Zähne gezogen werden. Ich fühle mit dieser Patientin, die nun obendrein noch zahnlos ist. Aber sie will sich nicht unterkriegen lassen. Sie hat kein Geschmacks- oder Geruchsempfinden mehr. Schön sei das nicht, sagt sie, aber über die Zahnlosigkeit könnten sie und ihr Lebenspartner sich lustig machen. An der Frau ist im Grunde genommen nichts Besonderes, nur dass mir noch nie ein Mensch untergekommen ist, der die Krankheit und die Therapie auf diese Weise hinnimmt. Man kann es noch nicht einmal Gleichmut nennen. Für sie ist

alles selbstverständlich. Vielleicht zu selbstverständlich. Sie fragt zu wenig, beinahe so, als ginge es sie nichts an. Eine von denen, die nicht wollen, dass ihretwegen Umstände gemacht werden, nicht einmal, wenn es um Leben und Tod geht.

Sie erschrak, als ich sie im Wartezimmer grüßte. Beim ersten Gespräch war sie regelrecht verlegen, als sie spürte, dass ich mich bemühte, auf sie einzugehen.

DER WEG IST ZU LANG in Anbetracht der Tatsache, dass ich den Arbeitstag so schnell wie möglich hinter mich bringen möchte. Trotzdem beeile ich mich zu Martins und meiner Bank bei einem Gartenhaus am westlichen Rand des Klinikums. Ich bin gern in einem kleinen Refugium wie diesem, in das die Sonne kaum vordringt und in dem sie es höchstens schafft, einen einzelnen Baumwipfel zu umspielen. Oder einen schwarzen Felsen. Wenn ich aus der Ecke eines Hotelzimmerfensters heraus einen Streifen Meer sehen kann, sitze ich dort womöglich eine ganze Stunde, und Petra amüsiert sich darüber, dass ihr ständig aktiver (reizenderweise vermeidet sie das Modewort hyperaktiv) Martin stillsitzen kann.

Die Überreste einer blühenden Magnolie liegen in meiner Parknische – und die Erde schmückt sich mit Ringen aus blassbleichen Blättern. Genau wie an dem Tag, an dem Martin mir etwas mitteilte, was einem Wunder gleichkam – und ich reagierte darauf wie ein Vollidiot und musste so schnell wie möglich zu dieser Bank, um mich von meinem eigenen Schwachsinn zu erholen. Ich steu-

erte direkt auf einen rauchenden Patienten mit Infusionsstativ zu, und es hätte nicht viel gefehlt, dass er sich meinetwegen das Bein gebrochen oder mir den Kittelärmel in Brand gesetzt hätte.

Und hier sitze ich. Ja, hier sitzt du, Martin Montag, und der Frühling hat gewissermaßen seine endgültige Fassung angenommen, genau wie an jenem Tag auf derselben Bank vor drei Jahren, als du dich wie ein Idiot gegenüber deinem Lieblingspatienten Martin verhalten hast. Ich war einerseits beschämt, gleichzeitig aber auch schon auf den allerersten Blick von Jadwiga hingerissen. Es ist ein Frühling, kurz bevor er dem Sommer weichen muss – wie ein halbfertiges junges Mädchen, das im Begriff ist, zu einer ganzen Frau zu werden.

Immer noch Atemnot, und das Ziehen links im Oberarm verschlimmert sich. Aber ich nehme es gefasst hin. Ich habe nichts gegen dieses unangenehme Gefühl, woher es auch rührt. Ich bin damit einverstanden, genau auf dieser Bank zu sitzen, falls mir etwas passiert, ich bin einverstanden damit, unter freiem Frühlingshimmel zu sein. Ich denke nur darüber nach, ob ich mir die Mühe machen möchte, etwas zu unternehmen, falls sich GS, der Große Schmerz, einstellt.

Es ist schon einige Zeit her, seit ich mit meinem Martin Martinetti gesprochen habe, und sicher wäre es netter für mich oder uns beide, wenn ich von mir hören ließe, bevor mein Herz streikt, sollte es dergleichen beabsichtigen.

Er antwortet sofort, und pure Freude durchrieselt mich, wie immer, wenn ich den lyrischen Tenor meines speziellen Freundes und sein französisches Deutsch höre, das er mit unverfälschtem Französisch würzt. Wir haben

noch keine Minute miteinander gesprochen, als es ihm schon gelingt, mich zum Lachen zu bringen. Beim Lachen spüre ich so etwas wie einen Stich in der Herzgegend, und ich betrachte mich weiterhin von außen, als sei ich mein eigener Patient.

Ich überlasse Martin das Reden und denke darüber nach, wie ich ihn darauf vorbereiten soll, dass es möglicherweise ein abrupter Abschied wird, falls mich der GS erwischt, während wir telefonieren.

Die Prüfung hat er hinter sich, alles lief gut. Ab dem Sommer wird er für seine Klempnerarbeiten besser bezahlt werden. Jadwiga bereitet sich mit voller Kraft auf ihre Prüfungen vor, sie braucht nur noch zwei Jahre bis zum Diplom, und wenn sie alles hinter sich hat, wollen die beiden Urlaub in Kolberg machen. Es ist nicht weit entfernt, dieses Paradies an der Ostsee, und dort werden sie im Schoße der Großfamilie sein. Martin spricht schon so gut Polnisch, dass er dafür über den grünen Klee gelobt wird – was für eine Erleichterung, seine Muttersprache hinter sich lassen zu können. Hallo Martin, ist Französisch nicht die schönste Muttersprache der Welt? Möglich, antwortet er, aber es kann einem Menschen hin und wieder richtig guttun, die Muttersprache zu wechseln. (Dem kann ich im Augenblick nicht folgen, so wie das Herz sich aufführt.) Und was für Menschen in Jadwigas Familie, wunderbar, einfach wunderbar, *des gens extraordinaires, tellement spirituelles*, solche Menschen können wir bei uns im Westen einfach nicht hervorbringen. Das sind slawische Seelen, und die sind uns so hoch überlegen, dass du es dir nicht vorstellen kannst. Und die *cuisine*, Mamma mia! Die Fleischartöpfe und die saure Sahne – und dazu noch all

dieses Gebäck, das sogar aus einer Konditorei in Warschau zu Königin Elisabeth in den Buckingham-Palast geflogen wird. In dieser Konditorei hat eine Tante von Jadwiga mal gearbeitet, und jetzt ist sie in Rente gegangen und zaubert in einem Kurort an der Ostsee alles Mögliche für ihre Familie. Eine Geburtstagstorte wie die zum zweiten Geburtstag der kleinen Jadwiga hat er nie zuvor gesehen oder probiert, obwohl Franzosen in Sachen Backkünste hinter keiner Nation zurückstehen. Ich erwähne *Babette*, und Martin antwortet, na schön, ja, Babette und ihr Fest, aber Tante Krystyna ist eine begnadete Konditorin. Im Unterschied zu Babette backt Krystyna für Gourmets mit derartig hohen Ansprüchen, dass es sieben Generationen braucht, um solche Geschmackspapillen zu entwickeln, wie es sie in Jadwigas Familie gibt. Babettes künstlerische Ambitionen seien auf Vollidioten mit ebenso idiotischen Geschmackspapillen verschwendet worden – aber natürlich war auch das schön, der Film war schön. Ich amüsiere mich über diese Wiederholungen von meinem Martin – sie erinnern ein wenig an die von Politikern –, ich überlege aber gleichzeitig, aus was für einer Familie er eigentlich stammt, dieser mein geheimnisvoller Freund, der so beredt über alles zwischen Himmel und Erde reden kann, aber nicht über die eigene Person und nicht über die Zeit, bevor er Clochard wurde. Irgendwann habe ich ihn einmal damit zu necken versucht, dass er zum Clochard geboren worden sei, und da sah er mich an, als hätte er eine Eingebung, und sagte: Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, ich bin ein geborener Clochard! Du sprichst mit einem geborenen Clochard!

Er möchte mich unbedingt treffen, und ich schlage

gleich morgen bei mir zu Hause vor. Dann ist Freitag, Petra hat Schicht, ich mache mich so früh wie möglich von der Arbeit frei, und wir zwei können miteinander reden, sage ich. Martin lacht und sagt verständnisvoll, er habe keineswegs vorgehabt, seine kleine Jadwiga zu so einem berüchtigten Kinderschreck mitzunehmen wie mir, und ich entgegne, dass ich kein Kinderschreck in dem Sinne bin. Sobald jedoch Kinder in meine Nähe kämen, richteten sie leider ihre Aufmerksamkeit auf mich. Ich erinnere ihn an ein diesbezügliches medizinisches Gutachten, schriftlich dokumentiert: Martin Montag, Arzt, Diagnose: Pädophobie. Martin lacht wieder, wir lachen zusammen. Das Herzstechen verschlimmert sich.

Martin fragt, ob ich müde bin, und ich sage ja, denn ich bin es tatsächlich. Es sei mir anzuhören, sagt er und schärft mir ein, mir nicht zu viel zuzumuten, mein Arbeitstag sei viel zu lang. Und ich müsse mir abgewöhnen, auch samstags ins Krankenhaus zu gehen. Ich entgegne, dass es sich dabei nur um eine kurze Stippvisite handelt, aber seiner Ansicht nach ist es ungesund, so zu arbeiten. Natürlich weiß ich selber, dass es ungesund ist, und ich weiß auch, dass ich bis zum bitteren Ende nichts an meinem ungesunden Arbeitsrhythmus ändern werde, deswegen widerspreche ich nicht.

Man ist sowieso niemals imstande, seinen Freunden in irgendeiner Form gute Ratschläge zu geben, sagt Martin, es sei denn, man würde ihnen selber mit gutem Beispiel vorangehen. So ganz nebenbei beim Grillen kann man den ein oder anderen Satz einfließen lassen, mehr nicht. Darauf kann ich nur erwidern, dass ich leider keine Grillpartys veranstalte, deswegen sei dieser Weg mir versperrt,

Einfluss auf meine Freunde auszuüben. Martin sagt, ich könne mich wegen meines Nachnamens glücklich preisen, er passe gut zu mir. Nur ein Montag würde so reden wie ich. Ich weiß es, ich könnte auch Martin Blaumontag heißen, ein blauer Montag ist so ungefähr das Erste, was den Leuten einfällt, wenn sie mit einem Montagsmann sprechen. Außerdem haben die Schicksalsmächte den Schritt zu Ende gedacht und dafür gesorgt, dass ich an einem Montag zur Welt gekommen bin.

In deinem so buchstabengetreuen Deutschland tragen die Menschen ihre Namen zu Recht, sagt Martin Martinetti.

Und in deinem abstrakten Heimatland tragen die Menschen einen Namen wie Martinetti einfach nur so?

Den Namen habe ich mir selber gewählt. Und er ist glücklicherweise nicht französisch.

Du hast ihn dir selber gewählt? Ist Martinetti nicht dein Familienname?

Nein.

Und woher kommt er dann?

Von einer Tante in Antibes, sie hat einen Schweizer dieses Namens geheiratet.

Und was war dein ursprünglicher Nachname?

Das weiß ich nicht mehr.

Darf ich fragen, warum du deinen Namen geändert hast?

Nein, das darfst du nicht.

Ich weiß buchstäblich nichts über dich und dein Leben, bevor du Clochard geworden bist.

Remis. Ich weiß nichts über dich und die Zeit, bevor du angefangen hast, Medizin zu studieren.